Ausgabe 21

LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach

Und sie fehlt mir doch.

Gedicht

lebendig

Und glaube ja nicht,
dass der Garten im Winter
seine Ekstase verliert.
Er ist still.
Aber die Wurzeln sind aufrührerisch
ganz tief da unten.

Rumi

Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

eine spannende neue Ausgabe von Lebens-*Zeiten* liegt vor Ihnen.

Jede Geschichte hat ihre eigene, besondere Intensität und einen teils überraschenden Humor.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen an diesen wieder länger werdenden Tagen.

Ihre
Andrea Maria Haller
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

Inhalt

Lebenswege
Und sie fehlt mir doch! 6

Kunst, Kultur und Historisches
Dichtung ohne Worte:
der Künstler Günther Titz 4
In guter Gesellschaft:
Eduard Mörike 13

Aus fernen Ländern
Wie ein Fluss im Meer aufgeht:
Bestattungskultur in Indien 18

Rituale in der Trauer
Rituale an besonderen Tagen 12

Lebensgeschichten
Voller Fleiß und Lebensfreude:
Erika Plohmer 14
Mister Fix-It:
Bob Watson 16

Veranstaltungen und Tipps
Trauergruppen und Begleitung 24

Steuern und Recht
Das Behinderten-Testament 25

Wintermärchen
Josephine und ihre Gefährten 27

Gedicht
lebendig 2

In eigener Sache 26

Suchen und Finden 26

Bildquellenangaben 24

Impressum 32

LebensZeiten erscheint vierteljährlich. Mit LebensZeiten wollen wir die Angst vor dem Tod und vor Trauer nehmen und uns für einen offenen Umgang mit diesen Themen einsetzen. LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Hier erzählen wir die Geschichten der Menschen, die uns in unserer Arbeit als Bestatter begegnen.

Dichtung ohne Worte

Wer in Günther Titz' Kunst nach Phantasiegebilden auf einst leeren Leinwänden sucht, der wird enttäuscht werden. Günther Titz ist Konzeptkünstler. Er arbeitet streng mit Formen und Linien, genauer: mit gefundenen Proportionen. Und mit Konzepten, die unter dem Sichtbaren liegen. Seine Werke sind wie mit einem unsichtbaren Faden verbunden.

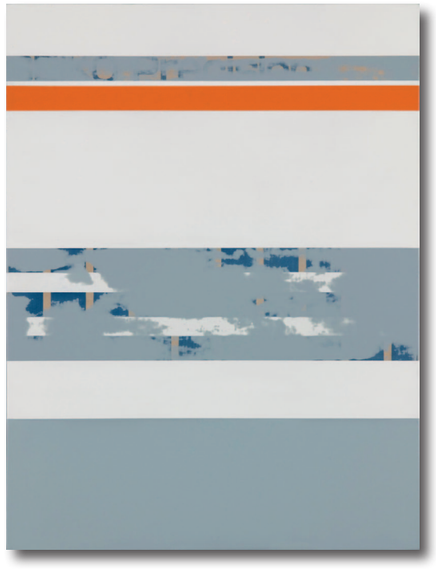
Günther Titz ist ein moderner Dichter ohne Worte. Denn er verdichtet Nummern, die auf den sechs Seiten einer Industrie-Kartonage stehen, auf einer Seite. Er zieht sie aus der Dreidimensionalität in die Eindimensionalität, reduziert und macht so sichtbar, was man sonst nicht alles gleichzeitig sehen kann: das Leben in all seiner integralen Vielfalt.

Lange Jahre hat sich ein orangefarbenes Band durch all seine Werke gezogen. Immer dieselbe Breite. Von der bedruckten Oberfläche einer Seite einer Kartonage übernimmt er die wesentlichen Elemente – meist Zahlenreihen –, überstreicht sie mit verschiedenen Farbstreifen und verbirgt sie somit unter Farbe. Und macht genau durch das Verbergen und Entbergen der Farbstreifen die Struktur des Gebildes in seinen Proportionen sichtbar.

Viele der Werke haben unterschiedliche Größen und eine Vielzahl von Linien und Zahlen. Alle sind einzigartig und haben jedoch eines gemein: dass es etwas gibt, das sich immer und überall durchzieht. Das ist auch, worauf er achtet beim Hängen seiner Gemälde: dass diese eine Linie immer auf derselben Höhe ist. Sie zieht sich durch alles und spricht von dem, was einmalig zu jedem Werk ist, und von dem, was allen gemein ist.

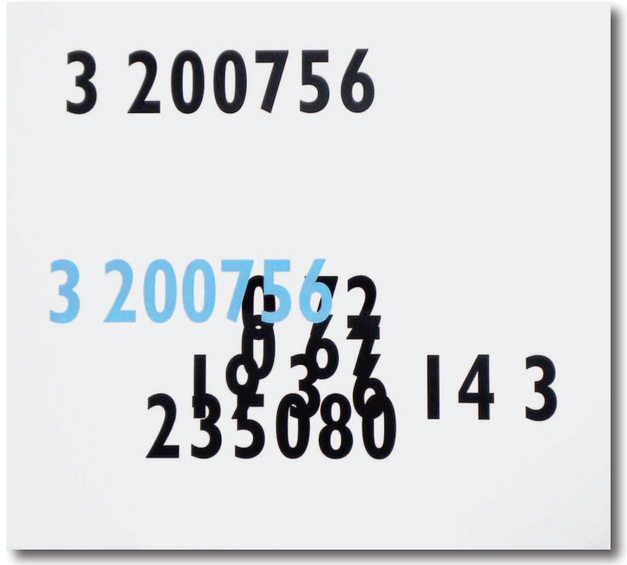
Dabei entsteht das wahre Kunstwerk erst im Moment des Betrachtens. Denn die gemalten, horizontalen Linien werden erst durch die vertikale Linie des Betrachters in sich vollkommen. Wenn der vertikale Betrachter sich einbringt, wird die Line zu einem Kreuz, zum Mittelpunkt des Wesentlichen.

Seine Malerei tut, was Dichtung tut. Sie verdichtet Weitgestreutes und regt an zum Erspüren und Entdecken von jenen Dingen, die unter dem Augenscheinlichen liegen.

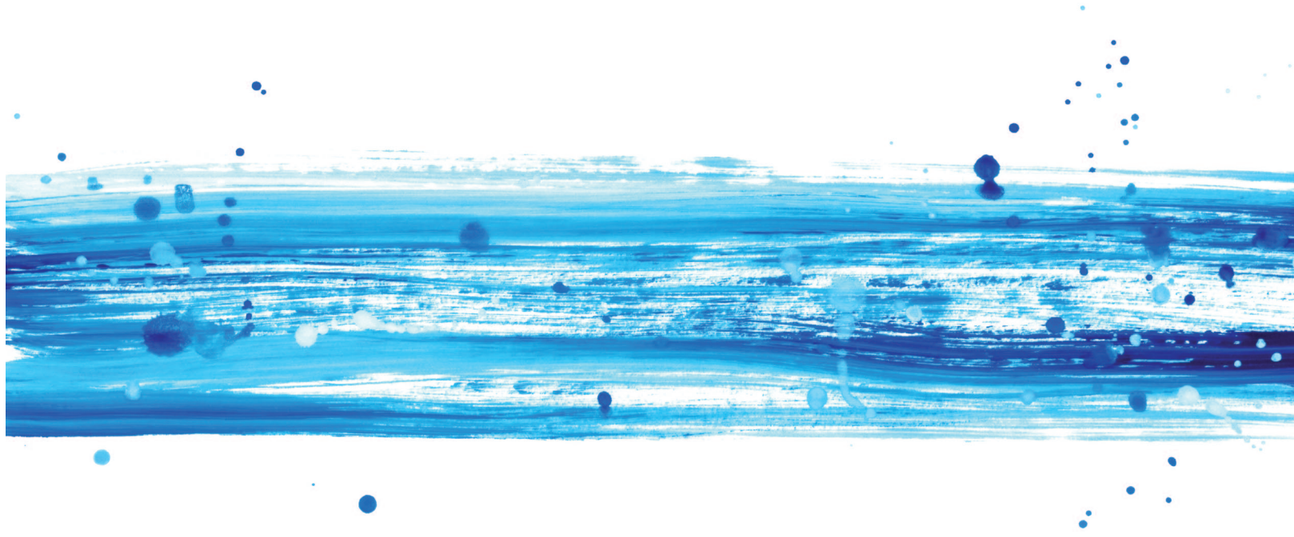


In dieser Serie stellen wir Künstler aus der Region vor. Diesmal den Künstler Günther Titz

Günther Titz lebt und arbeitet bei Stuttgart.
www.gtitz.de



Und sie fehlt mir doch!



Was geschieht, wenn einen die Trauer um einen Menschen überrascht? Entdeckt man dann das Wertvolle in einer schwierigen Beziehung?

Ulrich Leins ist Kartograph von Beruf. Seine Frau lernte er 1965 während der Aufnahmeprüfung zum Studium kennen. Sie hatte keinen Schaber dabei und lieh sich seinen. Mitten in der Prüfung. Sie war hübsch, hochintelligent, quirlig. Ihre Keckheit gefiel ihm, er verliebte sich. Wenn Ulrich Leins über Gertraud spricht, darüber, wie er sie kennengelernt hat, lächelt er. Wenn er an seine Frau denkt, erinnert er sich an viel Gutes: an ihre pfiffige Entschlossenheit, als sie jünger war. Und er erinnert sich an ihre unausgesprochene Dankbarkeit in den letzten Jahren. Den Blick in ihren Augen. Einen ganz kurzen Moment des Kontakts.

Er erinnert sich auch an viel Schwieriges. Denn Gertraud hatte eine bipolare Störung, die sich ausgerechnet auf der Hochzeitsreise zuerst zeigte, sie war manisch-depressiv. Speziell Veränderungen in jedweder Form konnten bei ihr tiefe psychische Krisen hervorrufen, die unkontrollierbare Auswirkungen hatten. Vier Kinder zogen die beiden groß. Nach 30 Jahren zog Ulrich Leins langsam und vorsichtig aus der gemeinsamen Wohnung aus. Er besuchte Gertraud jedoch jeden zweiten Tag, kümmerte sich um alles, was sie brauchte.

Verantwortung und Entscheidungen

Über die Jahre hat Ulrich Leins seine eigenen Konzepte von Fürsorge und Verantwortung entwickelt. Was passiert mit mir, wenn ich eine bestimmte Entscheidung treffe? Was würde passieren, wenn ich mich scheiden lasse, wenn ich Gertraud fremd versorgen lasse? Was macht das mit meinem Inneren? Was würde mit Gertraud geschehen, wenn ich sie ganz verlassen würde? Würde sie vollkommen abstürzen? Könnte ich gut mit mir weiterleben, wenn das geschehen würde?

Die meiste Zeit erschien es ihm nicht eindeutig, dass eine andere Entscheidung besser wäre, als sich selbst zu kümmern. Wenn er Klarheit gehabt hätte, wenn es eindeutig gewesen wäre, dass ein Heim besser für sie gewesen wäre, hätte er es vielleicht getan. Wenn er sich anderweitig verliebt hätte, vielleicht auch.

So sehr er seine Fürsorge für Gertraud lebte, so sehr sorgte er auch gut für sich selbst. Er hat für sich immer die Art von Unterstützung gesucht, die ihm helfen sollte, bei ihr zu bleiben. Ein Tanzkurs, eine separate Wohnung ganz in der Nähe, Reisen. Er konnte gut alleine in den Urlaub fahren. Er konnte gut alleine essen gehen.

Er lernte, dass sie für sich selbst verantwortlich ist. Nicht er. Er ist dafür verantwortlich, dass es ihm mit den Entscheidungen, die er trifft, gut geht. Das ist vielleicht das Wichtigste überhaupt. Vielleicht hätte es ihn sonst erdrückt. Er schämte sich nicht, wenn Gertraud unvollständig angezogen bei den Nachbarn klingelte, um dort fernzuschauen. Das war halt so.

Es geht ihm um seine Verantwortung sich selbst gegenüber. Und das war vielleicht seine Rettung in all diesen Jahren. Dass er die Kreise der Verantwortung ganz eng gehalten hat.

Ihm war immer bewusst, dass Gertraud für ihr Leben zu 100 Prozent auf ihn setzte.

> Er lernte, dass seine Frau für sich selbst verantwortlich ist. Nicht er.

Heute nimmt er auch wahr, wie sehr es für ihn etwas Sinngebendes war, sich um Gertraud zu kümmern. Dass diese Fürsorge, dass dieses wirklich schwierige Miteinander funktionietre, gibt ihm etwas, macht ihn ein wenig stolz.

Für manche wäre es eine große Last gewesen, sich um Gertraud zu kümmern, eine Last, die sie einsperrt. Aber Ulrich Leins hat es in den letzten Jahren gerne gemacht. In der Fürsorge fand er auch ein Stück Befriedigung.

Er kämpfte auch gerne für sie. Als sie mal in ihrem Delirium ohne Fahrkarte fuhr, setzte er sich sehr dafür ein, dass sie gerecht behandelt wurde. Wehe, jemand zöge sie über den Tisch. Er weiß, der Gebende erhält so viel wie der Nehmende, wenn nicht noch mehr. Und dieses Geben fehlt ihm jetzt.

Früher war es viel schwieriger. Als die Kinder klein waren, mit den damaligen gesellschaftlichen Erwartungen. Mit Gertrauds unvorhersehbaren Ausschlägen, wenn sie ihre Medikamente nicht oder nur unregelmäßig nahm.

In den frühen Jahren, als die Kinder klein waren, stellte sich öfter die Frage: Wie machen wir es gut? So, dass die Kinder möglichst unbeschadet durch diese Situation kommen?

Wäre die eine oder andere Option besser für sie als Familie? Aber er entschied sich immer wieder, alles zusammenzuhalten, weder die Kinder noch Gertraud wegzugeben.

Natürlich war er manchmal wütend, aber aus einem Streit oder einer Kränkung heraus fahrlässig zu entscheiden, das hätte nicht geholfen.

Was er manchmal bedauert, ist, dass Gertrauds Krankheit ihr gemeinsames Leben eingeschränkt hat. Dass es Dinge gab, die sie einfach nicht gemeinsam erleben konnten. Im Nachhinein fällt ihm aber auch auf, was gut funktioniert hat. Es schien, dass Gertraud ein gutes Gespür dafür hatte, was er brauchte. Den Freiraum, die separate Wohnung. Sie boykottierte ihn nicht, klingelte nicht stundenlang an seiner Wohnungstür, wie er befürchtet hatte. Sie nahm es hin, vielleicht auch, weil sie wusste, dass es nur so weitergehen würde.

Gefühle

Seit Gertraud gestorben ist, erlebt Ulrich Leins ein Gefühl von Einsamkeit, das ihm neu ist. Ein Gefühl, das ihn überrascht. Denn eigentlich konnte Ulrich Leins schon immer gut allein sein. Alleinsein ist für ihn ein neutraler Zustand, aber die Einsamkeit, die ist unangenehm. Und sie ist ganz klar mit Gertrauds Tod verbunden.

Auch die Traurigkeit überrascht ihn, das hatte er nicht erwartet.

Er fühlt sich immer wieder etwas überflüssig. An den guten Tagen ist seine Aufmerksamkeit ganz in dem, was er tut, ganz im Praktischen. An den anderen ist er etwas orientierungslos.

Es erstaunt ihn, dass Gertraud ihm fehlt. Es ist nicht so wie bei vielen anderen Beziehungen, dass hinterher der Zuspruch des Partners oder die tägliche Versorgung fehlt. Denn davon gab es für ihn wenig. Ihm fehlt das Wissen, dass Gertraud da ist, dass sie sich freut, wenn er kommt. Ein kleines Funkeln in ihren Augen. Nicht für lange, nur kurz. Dass sie für einen Moment aufsteht von ihrem Platz vor dem Fernseher, wenn er in ihre Wohnung kommt. Dass sie irgendwo im Hintergrund ihren Platz in seinem Leben hat.

Die Traurigkeit überrascht ihn. Das hatte er nicht erwartet.

Die Bande zu Gertraud scheinen tiefer zu gehen, als er erwartet hat.

Es war immer klar, dass Gertrauds Fokus sehr auf ihm lag. Natürlich, sie war abhängig von ihm. Er versorgte sie. Nun merkt er, wie wichtig sie auch für ihn war. Und jetzt spürt er: Da war und ist eine große Nähe und Vertrautheit.

Er hätte sich gerne noch länger um sie gekümmert. Auch das überrascht ihn.

Ulrich Leins macht die Dinge mit sich selbst aus. Wenn ein schwieriges Gefühl kommt, spürt er dem nach, lässt dem seinen Raum, bis es seine Intensität verliert.

Seine Gefühle nimmt er wahr, wenn sie da sind. Wenn eines auftaucht, geht er darauf zu, bewegt sich in seine Richtung. Wenn Einsamkeit da ist, gibt er ihr ein wenig Raum, lässt die schönen Erinnerung auftauchen. Dann verraucht es auch meist wieder. Wegschieben, Widerstände machen keinen Sinn, sagt er. Die Gefühle sind ja trotzdem da.

Manchmal leitet er ganz bewusst Momente ein, die den Schmerz vergegenwärtigen. Er weint, wenn er die Trauerrede wieder liest. Weinen tut gut.

Ein Bedürfnis, darüber zu reden, hat er nicht. Er selbst versteht nicht alles, was passiert ist, aber so ist das eben. Aber er schreibt auch viel auf. Gedanken, die durch seinen Kopf schwirren. Schreiben hilft. Auch wenn er es nie wieder liest. Es ist ein Weg, es von innen nach außen zu bringen.

Gertrauds Fehlen ist zutiefst persönlich. Es geht nicht um ihre Funktion, ihre Aufgaben im Alltag. Gertraud konnte wenig zum gemeinsamen Leben beisteuern. Sie bügelte. Sie leerte den Briefkasten. Viel mehr konnte man nicht von ihr erwarten. Viel mehr konnte sie nicht leisten. Obwohl – gelegentlich machte sie ihm spontan einen frisch gepressten Orangensaft. Das überraschte und freute ihn immer.

Ärger

Er ärgert sich, wenn andere sagen, jetzt ist sie erlöst. Erlöst! Es ging ihr ja mittlerweile ganz gut. Es war nicht einfach. Aber sie hatte seit einiger Zeit keine großen Ausfälle mehr in die eine oder andere Richtung. Sie nahm regelmäßig ihre Medikamente. Wurde kaum depressiv, wurde kaum manisch. Alles hatte sich in einer kaum schädlichen Mitte eingependelt. Es gab nicht viel Abwechslung in ihrem Alltag. Da war der Fernseher. Ihre Lieblingssendungen. Und das Bügeln. Aus sehr viel mehr bestand ihr Leben nicht. Viel mehr wollte sie nicht. Viel mehr konnte sie nicht ertragen. Trotz allem hat Gertraud gerne gelebt.

Er ärgert sich, wenn andere sagen, jetzt ist sie erlöst.

Aber es gab auch schwierige Erinnerungen, die ihn kränkten. Es gab Verhaltensweisen bei Gertraud, die sehr schwer auszuhalten waren. Ihre Wahrnehmung der Bedürfnisse anderer war extrem reduziert. Sie kannte nur das Projekt, in das sie im Moment vertieft war. Egal ob es eine Fernsehsendung war oder Heidelbeeren waschen. Es war für sie nicht vorstellbar, dass ihr Mann oder ihre Kinder ihre ganz eigenen Bedürfnisse hatten. Wenn ihr heiß war, zog sie auch die Kinder leicht an, wenn ihr kalt war, mussten alle warme Wäsche tragen. Es war sehr leidvoll, das zu sehen. Es tat ihm weh. Und es tat weh, das für seine Kinder zu erleben. Aber mit der Zeit konnte er es zuordnen und es als Teil von Gertrauds Krankheit sehen.

Jetzt

Aufräumen und Ausräumen nimmt jetzt viel Zeit in Anspruch. Das Schlafzimmer macht er komplett leer. Nutzt es manchmal für Gäste. In anderen Zimmern ist noch einiges zu richten. Diese Arbeit geht er nach und nach an. Ohne Gefühle, ohne viel Bedauern oder Sentimentalität. Doch vielleicht ist das nur so, solange er noch daran arbeitet. Wie es sein wird, wenn er mit allem fertig ist, weiß er nicht. Was er neu an sich entdeckt, ist ein größeres Bedürfnis, Dinge fertig zu machen und abzuschließen. Früher, da konnten 100 kleine Projekte in der Luft hängen. Jetzt ist ein neuer Wunsch da, weniger Last zu tragen und die Projekte, mit denen er beschäftigt ist, voranzutreiben. Aufgaben weg zu haben.

> Er will sich jetzt von vielem Unnützen lösen.

Als Gertraud da war, war manches kein Ballast. Über allem war immer die Decke der Ruhe, die Gertraud brauchte, um stabil zu bleiben. Dadurch war er auch mit dem Ballast im Reinen. Es gab ja Wichtigeres. Aber jetzt will er Dinge endlich abschließen. Den Bücherschrank aufräumen. Renovierungs-Projekte durchziehen, die vorher kaum Sinn machten. Auch seine eigenen Sachen will er klarer strukturieren. Mehr Ordnung hineinbringen und sich von Dingen lösen, die er nicht mehr braucht. Bücher in fremden Sprachen. Alte Möbel. Unnützes.

Geheimnis des Lebens

Ulrich Leins hat etwas Feinfühliges. Ein Gespür für Kunst, eine Liebe zu Musik. Und ein Gefühl für eine nicht religiöse Spiritualität.

Solange Gertraud gelebt hat, war er sehr mit dem Praktischen verbunden. Jetzt ist mehr Raum für die kleinen und großen Besonderheiten des Lebens. Wahrnehmen. Nachdenken. Spüren.

An einem Donnerstag, bevor Gertraud starb, konnte sie sich mit ihrem Tod und auch mit dem Leben versöhnen. Gertraud hatte immer sehr, sehr große Angst vor dem Tod gehabt. Dass sich eine Woche vor ihrem Tod diese Angst aufgelöst hat, hat für Ulrich Leins viel Bedeutung. Er ist froh, dass sie nicht mit dieser Angst aus dem Leben gehen musste. Für ihn ist das mehr als ein Zufall. Es ist ein Geheimnis.

Ein weiterer Hinweis auf dieses Mehr zwischen Himmel und Erde, das man nicht erklären kann.

> Kleine Hinweise auf ein Mehr zwischen Himmel und Erde.

Für ihn gibt es eine Lebendigkeit tief im Leben selbst. Die zeigt sich manchmal durch besondere Momente, wenn er Verbindungen zwischen Begebenheiten spürt.

Ein Anruf von einem Menschen, an den er gerade gedacht hat, eine Ahnung, dass Gefahr lauert. Kleine Geschenke von irgendwo her, die vielleicht keinen Sinn ergeben, aber die darauf hinweisen, dass etwas einen Sinn hat, auch wenn man ihn nicht kennt.

Für ihn ist das Leben ein großes Geheimnis. Es ist nicht Religion. Es ist das Wissen um ein großes Nicht-Wissen, um die totale Ahnungslosigkeit der Menschheit. Eine Demut vor dem Leben.

Sich bewusst mit dem Geflecht des Lebens verwoben fühlen, das trägt ihn, und das kann er gut genießen. Er ist froh, dass er nicht alleine in der Welt ist. Auch wenn er das Größere, das er wahrnimmt, nicht versteht.

Trauerrituale sind Rituale des Übergangs. Sie machen das einschneidende Erlebnis begreifbarer und kennzeichnen den Abschluss eines wichtigen Kapitels im eigenen Leben. Sie unterstützen Trauernde darin, mit ihren Gefühlen in Kontakt zu kommen und diese auszuleben. Trauer muss gelebt werden, denn sie ist heilsam. In unserer Serie stellen wir Ihnen nach und nach einige dieser Trauerrituale vor.

Rituale an besonderen Tagen

Wie verbringen Sie diese besonderen Tage wie Todestag, Geburtstag und Jahrestag ohne den Verstorbenen? Wie gestalten Sie Feiertage wie Weihnachten ohne diesen Menschen? Genau diese Tage, die Sie früher immer gemeinsam erlebt haben. Manche haben Angst vor diesen Tagen, möchten sie nicht alleine verbringen. Und doch kommen sie unaufhaltsam auf einen zu. Jeden dieser Tage muss man irgendwann das erste Mal ohne den Verstorbenen erleben. Das macht das erste Trauerjahr für viele so angsteinflößend.

Natürlich sind das Tage, an denen Sie den Verstorbenen schmerzlich vermissen, an denen Sie die Trauer mit großer Wucht überkommt. Aber es sind auch Tage, an denen Sie sich noch mehr verbunden fühlen können, auf eine besondere Art ganz nahe sein. Es sind keine „normalen“ Tage, an denen andere von Ihnen erwarten, dass Sie nach vorne schauen. Oder Ihnen zeigen, dass es jetzt auch mal gut sein könnte mit der Trauer. An solchen Tagen reagiert das Umfeld oft mit mehr Verständnis.

Hilfreich kann sein, jene Termine nicht einfach so auf sich zukommen zu lassen, sondern sich bewusst darauf vorzubereiten. Sie können sich im Voraus Gedanken machen: Was tut mir gut? Was brauche ich? Möchten Sie diese Zeit alleine verbringen oder lieber in Begleitung? Gibt es ein Ritual, das sie bisher mit dem Verstorbenen geteilt haben und das Sie nun ganz bewusst weiterführen möchten?

Waren Sie an Jahrestagen gerne spazieren, können Sie diesen Weg nun im Gedenken an den Verstorbenen beschreiten, alleine oder in Begleitung. Sie können an Ihrer Lieblingsbank eine Rast mit einem gepackten Picknickkorb machen. Oder Sie führen auf dem Spaziergang ein Wasser-Ritual durch. Hierfür schreiben Sie zu Hause einen Brief an den Menschen, der Ihnen fehlt. Dann falten Sie diesen Brief zu einem kleinen Boot oder machen kleine Schnipsel daraus. Das Boot oder die Schnipsel können Sie beim Spaziergang an einem Bach ins Wasser geben und sich vorstellen, wie Ihre Worte über das Wasser zum Empfänger getragen werden.

Finden Sie Ihre eigenen Lösungen. Wenn Sie Angst haben, im Weihnachtsgottesdienst die Fassung zu verlieren, können Sie die Weihnachtsgeschichte auch zu Hause gemeinsam mit Ihrer Familie lesen. Vielleicht schneiden Sie einen Zweig vom Weihnachtsbaum ab und legen ihn danach gemeinsam auf das Grab. So haben Sie eine Verbindung zwischen dem Friedhof und Ihrem Zuhause geschaffen.Am Todestag können Sie zum Beispiel in die Kirche gehen, eine Kerze anzünden und Zwiesprache halten. Oder Sie schauen sich zu Hause alte Fotoalben an und erinnern sich bewusst an schöne Tage, die Sie zusammen verbracht haben. Wenn Sie an Geburtstagen gemeinsam essen waren, können Sie nun mit Verwandten oder Freunden in „Ihr“ Restaurant gehen und sich in dieser Runde gemeinsam erinnern. Sie können auch mit einer Thermoskanne und Muffins auf den Friedhof gehen, dort am Grab eine Kerze anzünden und einen Geburtstagskaffee trinken.

Es gibt so viele Möglichkeiten, diese Tage zu verbringen. Hören Sie in sich hinein, dann werden Sie intuitiv wissen, was für Sie richtig ist.

Patricia Bäuerle hat eine Ausbildung als Trauerbegleiterin und betreut die Haller-Filiale in Stuttgart-Rot.

In guter Gesellschaft · Pragfriedhof Stuttgart

Eduard Mörike

Theologe und Schriftsteller

geboren 1804 in Ludwigsburg
gestorben 1875 in Stuttgart

Eduard Mörike stammte aus einer Arztfamilie mit insgesamt 13 Kindern. Der Vater war Oberamtsarzt in Ludwigsburg. Eduard besuchte das evangelische Seminar Urach und studierte ab 1822 Theologie am Tübinger Stift – mit mäßigem Erfolg. Nach dem Studium folgte 1826 eine achtjährige Zeit des Vikariats, die er selbst als Vikariatsknechtschaft bezeichnete. Er war in acht verschiedenen Pfarreien. In dieser Zeit verliebte er sich in die Plattenhardter Pfarrerstochter Luise Rau. Die beiden waren von 1829 bis 1833 verlobt. Damals schrieb Mörike seine vielleicht gefühlvollsten Briefe, Gedichte und Verse. Luise hat das Verlöbnis jedoch im Jahr 1833 aufgelöst, vermutlich weil ihr Mörike zu unstet war. Sie wurde später auf dem Fangelsbachfriedhof in Stuttgart bestattet.

1834 erhielt Mörike endlich seine lang ersehnte eigene Pfarrstelle in Cleversulzbach. Er konnte den Beruf aber nicht lange ausüben: Krankheit und anhaltende Schwäche zwangen ihn bereits mit 39 Jahren in den Ruhestand, im Jahr 1843. Daraufhin ließ er sich in Bad Mergentheim nieder, heiratete Margarethe von Speeth und wurde Vater von zwei Töchtern. Von 1851 bis 1866 war er Literaturlehrer am Katharinenstift in Stuttgart und wohnte bis zu seinem Tod auch hier in der Stadt.

Eduard Mörike schrieb unter anderem die „Idylle vom Bodensee“, das Märchen „Das Stuttgarter Hutzelmännlein“ und den Roman „Maler Nolten“. Sein wohl bekanntestes und bedeutendstes Werk ist die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“. Fast jeder kennt sein Gedicht „Er ist’s“, das mit der Textzeile beginnt: „Frühling lässt sein blaues Band“.

Nach Eduard Mörike wurde die in Stuttgart-Süd liegende „Mörikestraße“ benannt. In Stuttgart-Sonnenberg erinnern acht Straßennamen an Werke von Mörike.

Eduard Mörikes Grab auf dem Pragfriedhof.

In dieser Serie schreibt Werner Koch, der ehemalige Leiter des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes der Stadt Stuttgart. Er ist zusammen mit seinem Sohn, dem Fotografen Christopher Koch, Autor des Stuttgarter Friedhofsführers.

Voller Fleiß und Lebensfreude

Erika Plohmer

Erika Plohmer war eine fleißige, wuselige Frau. Ohne etwas zu tun hätte sie nicht leben können. Sie war eine Schafferin, die immer etwas in den Händen haben musste.

Eines frühen Morgens, es war noch dunkel, wollten alle in den Urlaub aufbrechen. Der Motor lief schon, aber Erika kam einfach nicht. Ihr Mann Heinz hat sie dann beim Ausputzen eines Schrankes erwischt, der nun ja endlich mal leer war.

Erika war in Łódź in Polen geboren, ihr Mann Heinz kam aus Tschechien. Erika und Heinz hatten sich zuerst in Gera kennengelernt. Später führte der Zufall die beiden hier in Esslingen wieder zusammen.

Im Mai 1960 haben Erika und Heinz in Esslingen geheiratet. Sie war 20, er war 24 Jahre alt.

Die beiden haben immer leidenschaftlich gerne miteinander getanzt. Über 50 Jahre waren sie verheiratet, bis Heinz im Juli 2012 starb (siehe Lebens*Zeiten* 4 vom Sommer 2014).

Erika Plohmer hatte Freude an der Arbeit in ihrem Garten. Es konnte schon mal vorkommen, dass Erika nicht nur in ihrem eigenen Garten arbeitete, sondern ungefragt auch in dem ihrer Tochter, ein paar Häuser weiter.

Erika war zäh. Freundlich, herzlich, fürsorglich und unendlich zäh.

Erika und Heinz Plohmer im Urlaub.

Ganz besonders stolz war sie auf ihre vier Enkelkinder. Drei Jungen und ein Mädchen. Und es war ihr extrem wichtig, dass diese ihr Abi gut hinbekommen haben und dass etwas aus ihnen wird. Sie hatte Freude am Zusammensein mit ihren Enkelkindern, an deren Entwicklung und Entfaltung.

Und ihre Enkelkinder hatten große Freude an ihr. Denn spießig war Erika Plohmer ganz sicher nicht. So manch einer hatte bei Oma sein eigenes Nutella-Glas, der Name stand drauf, aus dem er nach Belieben naschen konnte, wenn es Besuchszeit war. Sie war mit ganzem Herzen Mama und Oma.

Erika war eine, der es immer wichtig war, etwas beizutragen und niemandem zur Last zu fallen. Einfach nur da sein und konsumieren kam ihr nicht in den Sinn. Selbst dem Saug-Roboter, den sie geschenkt bekommen hatte, versuchte sie die Arbeit zu erleichtern, indem sie alles aus dem Weg räumte.

Am liebsten waren ihr die Urlaube, bei denen sie alle um sich hatte und sich um alle kümmern konnte. Zelten am Meer, Skifahren mit der Familie und Freunden, Urlaub auf dem Boot. Kochen, Sorgen, Wuseln. Wie die gemeinsamen Urlaube der späteren Jahre mit Heinz im Hotel auf Gran Canaria funktioniert haben, kann

Erika und Heinz gemütlich zuhause.

man sich nur schwer vorstellen. Irgendwas zu tun würde ihr bestimmt einfallen. Vielleicht hat sie heimlich in der Hotel-Wäscherei die Laken gefaltet?

Ein Genuss war Lesen für sie. Sie liebte historische Romane, tauschte wöchentlich mit ihrer Tochter die Bücher.

Im Grunde ihres Wesens war Erika Plohmer großzügig. Nur in manchen Momenten zeigte sie sich extrem sparsam. Sie sammelte die kleinen Zuckertüten in Restaurants und verwendete sie in der Küche. Und war ganz stolz, wenn es genau reichte.

Ihr Kartoffelsalat war der beste der Welt. Sagen alle. Nur Backen konnte Erika nicht. Sie hatte einmal beim Kuchenbacken das Salz mit dem Zucker verwechselt und seitdem das Backen ganz bleiben lassen.

Mit Außenstehenden war sie meist etwas schüchterner. Aber beim Mittwochsfrühstück mit Freundinnen und im Kreis der Familie war sie ganz sie selbst. Eigentlich war Erika Plohmer auch ein friedliebender Mensch, aber wenn jemand ihre Familie angriff, wurde sie zur Löwin. Wehe dem, der es wagte.

Der Zusammenhalt in der Familie war ihr wichtig. Streit konnte sie nicht ausstehen. Was für eine Zeitverschwendung! Ausführliche, leidenschaftliche politische Diskussionen waren jedoch sehr nach ihrem Geschmack. Ungerechtigkeit war ihr zuwider. Und dass Frauen in der Gesellschaft ihren Mann stehen sollten und konnten, dass sie unabhängig und eigenständig waren, war ihr ein wertvolles und hart erkämpftes Gut, das man nicht so leicht aufgeben durfte.

Mit Tieren konnte Erika im Großen und Ganzen nicht so gut. Aber irgendwie schaffte es der eine oder andere Hund dann doch in ihr großes Herz. Nur für Spätaufsteher hatte sie wenig Verständnis. Der Tag war zu schade, zu kurz.

Erika war am glücklichsten, wenn sie ihre ganze Familie um sich hatte Mit 78 Jahren ist sie noch täglich mit ihrer Tochter den steilen Hügel am Haus in den Wald gelaufen.

Nur im letzten Jahre wurde sie etwas müder, wählte die weniger steilen Wege. Die letzten sechs Monate waren schwierig für sie. So zäh wie Erika war, sie konnte den Krebs nicht besiegen. Doch sie legte immer Wert auf ein gutes, gepflegtes Aussehen, und selbst in den letzten Tagen im Hospiz war ihr ihre Frisur wichtig. Und sie wusste etwas Wichtiges über das Leben. Das wiederholte sie immer und immer wieder auf dem Sterbebett: Ihr müsst das Leben genießen, hat sie gesagt. Unbedingt. Immer wieder hat sie es gesagt.

Mister Fix-It

Bob Watson

Es war in den 1980er-Jahren, als Bob und Alison sich hier in Stuttgart kennengelernt haben. Der Englisch-Stammtisch in der Rosenau im Stuttgarter Westen, die Mittagessen bei der Arbeit und das Skifahren haben die beiden zusammengebracht.

Sie war 21 und Bob war 42. Aber er war ein Lausbub, und meist sah man ihm seiner Alter nicht an. Bob war offen und freundlich. Es war immer erfrischend und entspannt mit ihm. Bob wollte Freundschaft, keine Beziehung und vor allem nicht nochmal heiraten.

Aber dann waren da die Ski-Ausfahrten ins Allgäu, jene unglaubliche Kälte im Auto, als die Heizung bei Tiefsttemperaturen ausfiel, und der heftige Unfall am Lederberg, bei dem sich das Auto mit Bob und Alison überschlug. Danach lag Bob für einige Wochen in Ruit im Krankenhaus. Irgendwann war es für Alison ganz klar: Eine Rückreise nach England am 7. Mai, wie geplant, war für sie unmöglich. Stattdessen ist sie bei Bob eingezogen.

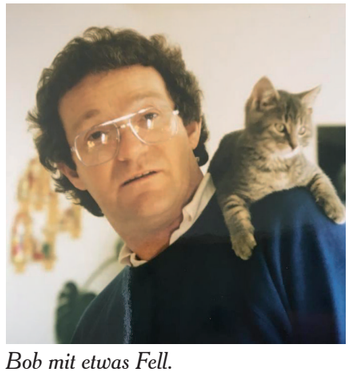
Die beiden haben eine gemeinsame Tochter, Melanie. Da Bob spät Vater wurde und wegen einer Verletzung früh in den Ruhestand gehen musste, war er derjenige, der zuhause war, wenn Melanie von der Schule kam. Er kochte Suppe in vielen interessanten Variationen oder zwischendurch mal den einen oder anderen French Toast.

Bob hatte ziemlich klare Vorstellungen vom Essen. Er war schleckig, aber kein Feinschmecker. Seine Lösung für „unter-gewürztes“ Essen war immer eine gehörige Portion HP-Sauce. Alison bestellte sie kistenweise im Internet oder kaufte sie beim English Shop in Stuttgart. Melanie durfte die Sauce gerne mittags auf ihrem French Toast genießen.

Freitags bereitete er zum Abendessen Fish and Chips in der Fritteuse zu. Samstags ist er am frühen Morgen zum Bäcker gefahren, um Brezeln zum Frühstück zu holen. Seine Vorstellung von einem Sonntagsfrühstück war ganz klar: englisches Frühstück – mit unsmoked back bacon, wie er nur im English Shop erhältlich war, mit fried eggs, baked beans und fried bread. Sein Trick war es, seiner Frau zu sagen, sie könnte dieses Frühstück viel, viel besser zubereiten als er. Sie gab immer nach. Seine Vorstellung von einem guten Essen war Schweinebraten mit Kruste, McDonalds oder eben Fish and Chips.

Seine Freizeit verbrachte Bob am allerliebsten auf dem Flugplatz beim Modellfliegen, 30 Jahre lang war er ein leidenschaftlicher Modell-Flieger. Während dieser Zeit war er Mitglied in verschiedenen Vereinen, zuletzt in Reutlingen. Durch sein Hobby gewann er gute Freunde fürs Leben, die ihn auch bis zum Schluss begleiteten.

Kamikaze-Bob.



Bob mit etwas Fell.

Bob im größten Glück: mit Modellen auf dem Flugplatz.

Von den frühen Jahren in der englischen Marine, die ihn sehr geprägt haben, hat er gerne gesprochen.

Bob war Jahrgang 1940, aber nur ganz knapp: Er war am 31. Dezember 1940 nur 15 Minuten vor Mitternacht in Hexham, England, auf die Welt gekommen. Nach Deutschland kam er in den 1980er-Jahren, um zu arbeiten, zu einer Zeit, als es in England wirtschaftlich nicht so gut aussah.

Seine Arbeit im Metallbau war lange Jahre das, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente. Bob musste einfach mit den Händen arbeiten. Er musste die Ergebnisse dessen, was er tat, mit seinen Augen sehen können. Bob war „Mister Fix-It“. Was immer er reparieren konnte, reparierte er. Die Arbeit mit Stahl war oft so anstrengend, dass er abends in der Badewanne einschlief. Es war aber auch erfüllend. Und er hätte gerne weitergearbeitet. Aber ein Unfall machte es schwer für ihn. Papier mochte Bob gar nicht, und als er eine Weile einen körperlich weniger anstrengenden Arbeitsplatz mit viel Papier bekam, war er kreuzunglücklich.

Mit der deutschen Sprache fremdelte Bob immer ein wenig. Und dennoch war es leicht, überall durchzukommen. Jeder wollte ja mit ihm Englisch sprechen.

> Er hieß nicht umsonst Kamikaze-Bob.

Bob fuhr Ski, wie er Auto fuhr – ziemlich rasant. Beim Skifahren konnte man ihm wenigstens nicht den Führerschein wegnehmen. Dies war ihm immer eine gewaltige Plage. Er hieß nicht umsonst auch Kamikaze-Bob.

Arztbesuche hat Bob Watson gehasst. In Krankenhäusern dagegen fühlte er sich recht zuhause. Er kannte sie ja alle von innen. Denn Bob hatte eine gewisse Neigung zu Unfällen.

Klare Vorstellungen hatte Bob nicht nur beim Essen. Er war auch ziemlich anspruchsvoll, was Werkzeug und die Qualität der Pinsel anbetraf, mit denen er malen wollte. Eigentlich. Das Problem war nur: Ordnung war nicht sein größtes Talent, er verlegte die Dinge immer wieder. Dann bediente er sich aus Alisons Tussi-Koffer, der voller pinkfarbener Werkzeuge war. Ganz ohne dass seine Männlichkeit Schaden nahm.

Schmutz hat er nie wahrgenommen. Der erschien einfach nicht auf seinem Bildschirm, was das Leben leicht für ihn machte und gelegentlich fordernd für sein Umfeld.

Bob war ein lustiger, liebevoller Mann. Voller Optimismus und ganz dem Leben zugewandt.

Der Tod seines älteren und engsten Bruders Willie vor ein paar Jahren hat ihm sehr zugesetzt. Seitdem sprach er häufiger über die Endlichkeit des Lebens. Die letzten Tage mit Bob waren besonders. Auf dem Sterbebett ist sein Deutsch auf wundersame Weise plötzlich richtig gut geworden. Aber Bob war Engländer durch und durch. Und er hatte einen wahrlich englischen Sinn für Humor. An seiner Trauerfeier spielten sie „Always Look on the Bright Side of Life“ aus dem Film „Life of Brian“, einem Film, der ganz auf seiner Wellenlänge lag.

In dieser Serie stellen wir Menschen vor, die in Deutschland leben und Wurzeln in anderen Kulturkreisen haben.

Paresh Patel ist 56 Jahre alt und lebt in Herrenberg.

Wie ein Fluss im Meer aufgeht

Bestattungskultur in Indien

Paresh Patel ist in Herrenberg geboren und dort aufgewachsen. Sein Vater kam in den 1960er-Jahren aus Indien nach Deutschland, um Chemie zu studieren. Er hat hier auch promoviert und eine Deutsche geheiratet. Gemeinsam haben die beiden zwei Kinder in Herrenberg großgezogen, Paresh und seine Schwester.

Paresh ist in beiden Kulturen ganz zuhause, der indischen und der deutschen. Wenn er über Deutschland spricht, sagt er „bei uns“. Wenn er über Indien spricht, sagt er auch „bei uns“.

Er studierte Außenwirtschaft in Reutlingen, ist in vielen indisch-deutschen Gremien aktiv und taucht gerne.

Ende der 1970er-Jahre zog Pareshs Familie für mehrere Jahre nach Mumbai, das damals nach Bombay hieß. Wegen Pareshs Großmutter: Sie hatte Gebärmutterkrebs und Malaria, und als ältester Sohn übernahm es Pareshs Vater, sich um sie zu kümmern. Er übersiedelte deswegen mit seiner Frau und beiden Kindern nach Indien.

Eine traditionelle Bestattung bedeutet dort: eine öffentliche Verbrennung mit ausgesuchten, wohlriechenden Hölzern.

Einige Jahre wohnte die Familie mit Pareshs Großmutter zusammen. Sie wurde von allen nur Ba genannt. Sie lebten gemeinsam in Bombay, das Krankenhaus lag dort wenige Meter von der Wohnung der Familie entfernt. So konnte die Großmutter täglich zu ihren Behandlungen gehen, aber trotzdem zuhause wohnen. Die letzten Wochen ihres Lebens wollte sie aber nicht in Bombay, sondern in ihrem Heimatdorf verbringen. Bei Verwandten und alten Freunden. Es war klar, dass sie sterben würde, und sie verzichtete auf weitere Maßnahmen, die ihr Leben verlängert hätten. Wichtiger war es ihr, sich gut zu verabschieden.

Ba wollte eine traditionelle Bestattung. Auch darum kümmerte sich Pareshs Vater gemeinsam mit der Familie. Eine traditionelle Bestattung bedeutet dort: eine öffentliche Verbrennung mit ausgesuchten, wohlriechenden Hölzern. Oft wurde damals Sandelholz verwendet. So ein Holzhaufen muss mindestens einen Meter hoch sein und sollte doppelt so lange sein wie der Körper.

Zuvor wurde Ba zuhause aufgebahrt. Priester kamen und halfen der Familie beim Aufbahren. Teil der Aufgabe eines Priesters ist es in Indien auch, die ganz praktischen Fragen rund um die Bestattung vorzubereiten. Er ist nicht nur für die spirituellen Elemente verantwortlich. Lange dürfen Verstorbene nicht zuhause bleiben, nach ein oder zwei Tagen spätestens wird der Leichnam eingeäschert.

Ein Toter wird vor der Einäscherung in Varanassi mit dem Wasser des Ganges gewaschen.

Ba lag in einem Nebenzimmer. Man hatte sie auf eine niedrige Bahre gebettet, einen Holzrahmen, der mit Seilen bespannt war. Die Priester und ein paar weibliche Familienmitglieder wuschen sie mit Wasser und rieben ihren Körper mit Ölen ein. Dabei werden verschiedene Kräuter verwendet, um gegen den Geruch vorzubeugen. Man zog ihr einen einfachen, weißen Baumwoll-Sari an, das ist so üblich. Zusätzlich wurde sie in feuchte Tücher gehüllt, um den Leichnam kühl zu halten.

Nachbarn und Familie kamen, um sich zu verabschieden. Viele haben sie an den Füßen berührt. Das ist ein Zeichen der Ehrerbietung. Als Jugendlicher musste auch Paresh seinen Großeltern in der Öffentlichkeit die Füße berühren.

Während der Aufbahrung zuhause stehen männliche Familienmitglieder immer am Kopf, die Frauen zu den Füßen. Immer wieder wurde heiliges Wasser, am besten aus dem Ganges, über den Leichnam gesprenkelt. Wenn es einem Inder irgendwie möglich ist, versucht er, vor seinem Tod an den Ganges zu gelangen, um sich dort im heiligen Wasser zu waschen. Das Wasser aus dem Ganges wird auch getrunken. Auch Paresh Patel trank einen Schluck dieses Wassers.

Im Hintergrund wurde gesungen und gebetet. Diese Gebete sind von Familie zu Familie unterschiedlich. Es hängt vom Hauspriester ab. Es gibt kein einheitliches Gebet, das für alle Verstorbenen gesprochen wird.

Die engsten Familienmitglieder von Verstorbenen kleiden sich in weiße Gewänder. Sie rasieren sich außerdem die Haare, Frauen wie Männer. In anderen indischen Regionen ist es üblich, dass sich Männer in Zeiten der Trauer die Haare gar nicht schneiden.

Am Ende werden Tote von den Priestern mit Rosen- und Tagetes-

Patel

Es gibt geschätzt 20 Millionen Patels in der Welt. Im englischen Telefonbuch ist Patel der häufigste Name, häufiger als Smith. Die Patels sind zwei Kasten zugeordnet, der Aristokratie und dem Großbürgertum, sowie in viele, viele Unterkasten. Meist waren die Patels Landbesitzer.

Blättern bedeckt und mit den Füßen zuerst hinausgetragen. Der Kopf ist in Indien der Sitz der Seele. Und dieser Teil des Körpers soll als letztes das Haus verlassen. Die Füße machen sozusagen den Weg frei für den Geist, der folgt.

Der Platz, an dem die Kremation sein wird, wird von Priestern rituell gereinigt, mit Segen und heiligem Wasser. Eine Reinigung von vorherigen Kremationen, von bösen Geistern. Bei Bas Einäscherung versammelte sich fast das ganze Dorf auf dem zentralen Platz, um dabei zu sein. In den Städten sind bei Einäscherungen oft nur die engsten Familienangehörigen dabei. Freunde und Verwandte kommen erst in den Tagen danach, um die Familie zu besuchen.

Auf dem Dorfplatz wurde das Holz übergossen mit Butterschmalz, dem Ghee. So sorgt man dafür, dass die Äste besser brennen. Bei Ba waren es ihr Ehemann und ihr ältester Sohn, die das Feuer anzündeten. So, wie es ihre Aufgabe ist: Denn der nächste männliche Verwandte muss das Feuer entzünden. Frauen dürfen das in Indien nicht. Das hat mit der Aufgabenteilung der Götter zu tun. Der männliche Gott Shiva ist für Tod und Wiedergeburt verantwortlich. Shiva begleitet den Prozess der Zerstörung und bringt den letztendlich Toten in das Nirwana.

Vater und Sohn fingen am Kopf an. Sie zündeten den Scheiterhaufen an fünf Punkten an, damit alles gleichzeitig brennen kann. Es gibt bei diesen Kremationen meist einen Moment, in dem sich der Körper im Feuer aufrichtet. In diesem Moment mussten der Ehemann und der Sohn den Kopf der Toten öffnen, man macht das mit einem sehr langen, spitzen Gegenstand. So soll Jiva freigesetzt werden, die dem Verstorbenen innewohnende Seele. Das ist in Indian ganz normal. Es ist zwar ein schwieriger Moment, aber kaum jemand dreht sich weg.

In Indien wird Körperlichkeit anders verstanden. Der Tod hat etwas Alltägliches, fast Banales an sich. Auch die Grenzen des Ekels verlaufen anders. Die Vergänglichkeit des Körpers, des Lebens ist in Indien eine präsente Wahrheit. Der Tod ist allgegenwärtig. Auch das Altern spielt eine andere Rolle. Jugend wird nicht so sehr verehrt wie bei uns, die Weisheit der Alten wird geschätzt.

Während der Verbrennung soll man eigentlich nicht weinen. Man soll es dem Toten nicht schwer machen. Und man braucht auch nicht weinen, weil der Tote jetzt in eine gute Ewigkeit geht, so erklärt es Paresh. Gleichzeitig ist es ja nur menschlich, seinen Verlust zu beklagen.

Angehörige bei der Einäscherung eines Verstorbenen in Varanassi.

Das Manikarnika-Ghat ist eines von zwei Ghats (Stufen zum Fluss), die nur für Einäscherungen vorgesehen sind.

Das indische Gesellschaftssystem mit den Kasten spielt auch bei Bestattungen eine Rolle. Nicht jede Kaste hat ihre eigenen Bestatter, unterschiedliche Aufgaben sind entlang den Kasten organisiert. Ein Brahmane, ein Angehöriger der obersten Kaste, würde vielleicht das Lesen der Veden übernehmen; ein Priester von einer niedrigeren Kaste würde die Überreste des Verstorbenen zusammenräumen.

Auch Bas Asche wurde anschließend von einem Priester mit einem heiligen Besen zusammengekehrt und in eine Urne gegeben. Jemand aus der Familie nahm diese Urne mit nach Hause und stellte sie dort auf den Hausaltar. Dann wurde von den Familienpriestern aus den Veden in der alten Sprache Sanskrit gelesen, 24 Stunden lang, an sieben Tagen. Ba hatte sich das so gewünscht. Ba war sehr traditionell und sehr religiös. Im Haus war daher immer jemanden, der las, und auch jemand, der die Seiten der Vede umschlug.

Bas Asche wurde anschließend von einem Priester mit einem heiligen Besen zusammengekehrt

In dieser Zeit kommen viele Freunde und Verwandte zu trauernden Familien, es ist ein stetes Kommen und Gehen. Alle kommen in gedeckten, dunklen Farben, die Familie trägt auch jetzt meist weiß. Schwarz ist nicht üblich. Bas Familie hat ihre Lieblingsspeisen serviert. Auch für sie wurde auf dem Altar eine kleine Schale bereitgestellt. Es wurde an sie erinnert, von ihr gesprochen. Man zeigte Bilder. Schlechtes darf über Tote nicht gesprochen werden. Gar nicht. Vielleicht mal unter Geschwistern und hinter vorgehaltener Hand. Aber niemals in der Öffentlichkeit. Kritik an Toten ist nicht erlaubt.

In Indien hält man in den ersten Jahren nach dem Tod häufiger Andacht im Tempel oder am Hausaltar. Shiva ist der Hauptgott des Totenreiches,

Kasten

Das indische Kastensystem ist vielleicht vergleichbar mit unseren mittelalterlichen Ständen, die oftmals mit dem Beruf oder dem Ort verbunden waren. Es gibt in Indien nicht nur die bekannten fünf Hauptkasten, von denen wir vielleicht schon gehört haben, sondern über 3000 Unterkasten, mit feinen Nuancen.

er ist Herr der Zerstörung und der Wiedergeburt. Nach einer Weile betet man vielleicht öfter zu Vishnu für eine gute Wiedergeburt. Nach einem Jahr erscheinen oftmals Gedenkanzeigen in der Zeitung. Sie sollen öffentlichen Dank ausdrücken.

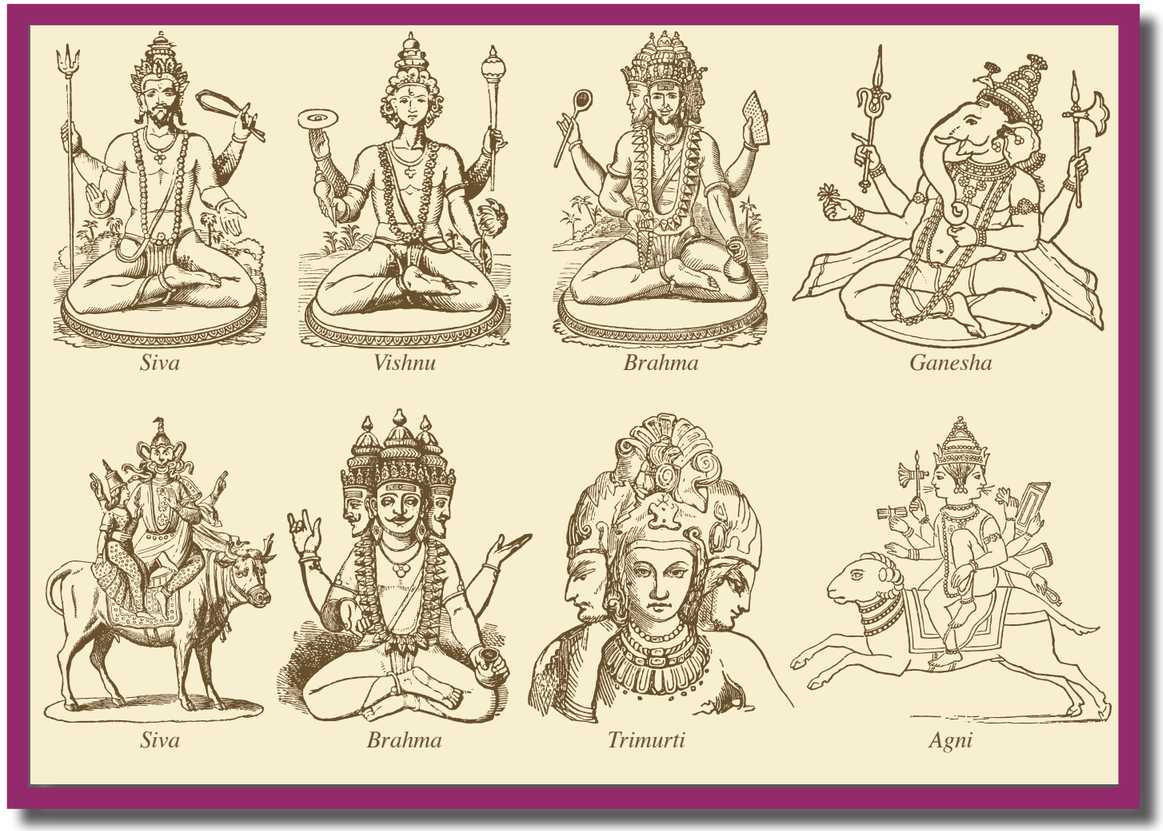
Friedhöfe gibt es in Indien für die Hindus nicht. Denn die Asche soll eigentlich in einem fließenden Gewässer beigesetzt werden, am besten im Ganges. Flüsse sind wichtige Orte für die Bestattung. Jeder Fluss mündet in das Meer oder in einen größeren Fluss, der dann ins Meer mündet. Das Meer steht für die Unendlichkeit, für die Hoffnung auf das Nirwana. Dieses Konzept der Mündung ist sehr wichtig. Das fließende Wasser ist auch ein Symbol für die Erhaltung des Seelenflusses und Energieflusses. Man darf die Asche eines Toten nicht stillstehenden Gewässer wie einem Baggersee verstreuen. Dann schon lieber direkt in der Erde. Aber die meisten Inder warten mit dem Verstreuen, bis sie Gelegenheit haben, die Asche dem Ganges zu übergeben. So war es auch bei Ba. Mehrere Jahre stand ihre Urne auf dem Hausaltar, bis Pareshs Onkel sie auf einer Pilgerreise mit zum Ganges nehmen konnte. Am Fluss angekommen, buchte er ein Boot mit einem Priester. Gemeinsam streuten sie die Asche ins Wasser, unter Segenswünschen und Gebeten. Der Onkel hatte sich zuvor selbst im Ganges gewaschen, und auch die Urne war mit heiligem Wasser gewaschen worden, bevor man die Asche feierlich verstreut hat.

Traditionelle öffentliche Einäscherungen wie die von Ba werden immer seltener. Teilweise, weil das Holz zu teuer und schwer zu beschaffen ist. Teilweise, weil es vor allem in den Großstädten nicht genug Plätze für so eine öffentliche Einäscherung gibt. Auch die Umweltbelastung durch die öffentlichen Verbrennungen ist ein Problem. Indien ist das Land mit der höchsten Bevölkerungsdichte. Es gibt dort nun mehr und mehr Krematorien, ähnlich wie bei uns, die Öfen und Rußpartikelfilter haben. Indische Krematorien haben oft zehn Öfen in einer großen Halle. Dann versammeln sich die Angehörigen zur Einäscherung direkt vor dem Ofen. Auch dort ist es noch immer der älteste männliche Verwandte, der das Feuer entzündet. Im Krematorium bedeutet das, er darf den Knopf drücken. Das ist die moderne Übersetzung des traditionellen indischen Rituals.

> Das fließende Wasser ist ein Symbol für die Erhaltung des Seelenflusses und Energieflusses.

Als Pareshs Vater 2016 in Deutschland stirbt, ist Paresh derjenige, der den Kopf im Krematorium drückt, mit dem der Sarg in den Ofen geschoben wird. Der Seelsorger des Krankenhauses, in dem sein Vater gestorben ist, hält die Feier. Es gibt eine Trauerfeier, bei der indische Gebete gesprochen werden, und es wird gesungen. 130 oder 140 Verwandte und Freunde sind gekommen. Auch Paresh spricht an der Feier seines Vaters. Sein Vater wollte hier in Deutschland auf dem Friedhof bestattet werden.

Energie kann nie erschaffen oder zerstört werden, zitiert Paresh den Energie-Erhaltungssatz. Wasser an sich ist ein Symbol des Lebens und auch ein Symbol der Zerstörung – das liegt an den Erfahrungen der Inder mit dem Monsun. Ziel aller Leben ist nicht, immer wieder und wieder geboren zu werden. Ziel ist es, den Kreislauf zu durchbrechen, den Zustand des Nirwanas zu erlangen und ganz im Urgrund des Seins Brahman aufzugehen. So wie ein Fluss im Meer aufgeht.



Wissen

Kosmologie

Der Hinduismus ist unglaublich vielfältig. Es gibt keinen Religionsgründer. Es gibt Praktiken, Rituale, das Kastensystem und das Wissen, das in den Veden festgehalten wird, den heiligen Schriften. Eine Kategorie dieses Wissens ist das Ayurveda, das Wissen um das Leben, zu dem auch Yoga gehört. Es gibt Veden, die bis heute nur in lokalen Tempeln vorhanden sind und von denen niemand weiß. Keiner kennt alle Veden.

Im Hinduismus gibt es drei Hauptgötter, das Trimurti. Sie stehen für die Prinzipien der Erschaffung, Erhaltung und Zerstörung: Brahma, der Schöpfungsgott; Vishnu, der Gott des Lebens, er ist für den Erhalt des Lebens zuständig; Shiva, der die Menschen durch die Prozesse von Zerstörung und Wiedergeburt begleitet.

Für den Schöpfergott Brahma gibt es nur wenige Tempel. Vishnu und Shiva dagegen haben viele Tempel in Städten und Dörfern. Es gibt auch Götterfamilien. Götter werden geboren, sterben und werden wiedergeboren. Es gibt göttliche und menschliche Reinkarnationen von Göttern. Über Brahma gibt es in den Schriften von Ramakrishna eine Geschichte, dass Brahma sich immer wieder als irdisches Wesen gebären lässt, um sich zu suchen und zu verstecken. Er könnte in jedem von uns sein.

Unterhalb dieser drei verehrt man in Indien einen großen Götterpantheon mit Göttern, die für die unterschiedlichen Lebensbereiche zuständig sind, Liebe, Bildung, Neuanfang, Glück, Reichtum.

Brahman ist das göttliche Schöpfungsprinzip, der Urgrund des Seins ohne Anfang und Ende (nicht zu verwechseln mit Brahma, dem Schöpfergott).

Es gibt im Hinduismus auch verschiedene Seelen:

Jiva ist die Seele, die immer wieder wiedergeboren wird, bis sie das Nirwana erlangt. Sie umhüllt das Atman.

Atman ist der Hauch des Lebens. Geist, Atem. Das, was immer erhalten bleibt. Das wahre unzerstörbare Selbst, das nicht befreit werden muss, weil es frei ist. Atman ist der im Menschen verborgen ruhende göttliche Urgrund und ist Brahman im Menschen.

Samsara ist der Kreislauf von Tod und Wiedergeburt.

Nirwana ist kein Ort, sondern ein Zustand, die Unendlichkeit.

Moksha ist Erlösung. Denn die endlose Wiedergeburt ist nicht wünschenswert. Das Ziel ist es vielmehr, durch einen richtigen Lebenswandel den Kreislauf der Wiedergeburt zu durchbrechen, die individuelle Existenz zu überwinden und in Brahman aufzugehen, wie ein Fluss im Meer aufgeht.

Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de

Hospiz Stuttgart · Stafflenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 50 · www.hospiz-stuttgart.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhauser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

Umschlag: alles Fotolia
Seite 3: Lange Photography
Seite 4: 130 I · 2007 · 51 x 41 cm
66013 I · 2008 · 37 x 29 cm
840 III · 2010 · 39 x 34 cm
Acryllack auf Papier auf Holz · Fotos: Frank Kleinbach
Seite 5: 200756 I · 2017 · 42,9 x 57,9 cm
Acryllack auf Holz · Foto: Günther Titz
Kartonagenvorlage · Foto: Frank Kleinbach
5038351 I · 2009 · 57 x 39 cm
Acryllack auf Holz auf Leinwand · Foto: Frank Kleinbach
6753 VII · 2008 · 36 x 28 cm
94002910 II · 2007 · 31 x 27 cm
5233529 I · 2009 · 53 x 45 cm
Acryllack auf Papier auf Holz · Fotos: Frank Kleinbach
Portrait · Martina Kuhn
Seite 7: Fotolia
Seite 9: Fotolia
Seite 10 & 11: Fotolia, Fotolia
Seite 12: Adobe Stock, Lange Photography
Seite 13: Christopher Koch
Seite 14 & 15: privat, privat
Seite 16 & 17: alles privat
Seite 19: Fotolia
Seite 20 & 21: Fotolia, Fotolia
Seite 22 & 23: Vecteezy
Seite 25: Fotolia, privat
Seite 26: Lange Photography
Seite 27: Fotolia
Seite 28 & 29: Fotolia, Fotolia
Seite 30 & 31: Fotolia, Fotolia

Inhaltliche Beratung: Heiko Hauger · Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller

Das Behinderten-Testament

Sie haben Kind mit Behinderung, das Sozialhilfe bezieht? Und Sie möchten, dass Ihr Kind nach Ihrem Tod weiterhin finanziell gut abgesichert ist? Vielleicht möchten Sie auch verhindern, dass das Sozialamt eines Tages Ihr erspartes Vermögen an sich nimmt?

Dann sollten Sie frühzeitig vorsorgen: Erstellen Sie ein sogenanntes Behinderten-Testament. Bei dieser Form des Testaments wird ihr Kind mit Behinderung zum Vorerben eingesetzt. Die Höhe des Erbes liegt knapp über dem Pflichtteil, der dem Kind zusteht.

Gleichzeitig wird für den Erbteil des behinderten Kindes eine Dauertestamentsvollstreckung angeordnet bis zu dessen Tod. Das bedeutet: Der Testamentsvollstrecker sorgt dafür, dass Ihr Kind mit Behinderung dauerhaft gut versorgt wird. Es bekommt genau jene Menge an finanzieller Unterstützung, mit der einem parallel auch weiterhin staatliche Leistungen zustehen. Der Testamentsvollstrecker soll dem Kind insbesondere Annehmlichkeiten finanzieren, die das Sozialamt nicht oder nur teilweise bezahlen würde, beispielsweise persönliche Interessen, Bedürfnisse oder Therapien.

Mit dem Testament wird zugleich auch geregelt, was geschehen soll, wenn das behinderte Kind eines Tages ebenfalls stirbt. Üblicherweise tritt dann der Nacherbfall ein. Sie legen in Ihrem Testament bereits fest, wer als Nacherbe eingesetzt wird, beispielsweise andere Geschwister.

Das Wichtigste bei einem Behinderten-Testament ist, dass Sie die richtige Höhe des Erbes einsetzen. Gefährlich wäre es, dem Kind mit Behinderung zu wenig zukommen zu lassen. Denn wenn sein Erbteil unterhalb des zustehenden Pflichtteils angesetzt sein sollte, könnte der Betreuer des Kindes diese Erbschaft ausschlagen und stattdessen Pflichtteilsansprüche geltend machen. Die Pflichtteilsansprüche des behinderten Kindes würden automatisch auf den Träger der Sozialhilfe übergeleitet werden. Also wäre Ihr Nachlass nicht mehr sicher vor dem Zugriff des Sozialamtes.

> Somit steht fest, dass gesetzliche Erben Zugriff auf digitale Hinterlassenschaft bekommen.

Wenn Sie diese Regelungen beachten, ist das Behinderten-Testament nicht sittenwidrig. Dazu gibt es einen Urteilsspruch des Oberlandesgerichts Hamm vom 27. Oktober 2016 (AZ 10 U 13/16). Das Gericht entschied über einen Fall mit besonders vermögenden Eltern. Es stellte klar: Auch wenn Eltern ein sehr hohes Vermögen besitzen, müssen sie ihrem behinderten Kind keinen Erbteil zusprechen, der deutlich über dem Pflichtteil liegt, nur um zu verhindern, dass das behinderte Kind später der Allgemeinheit zur Last fällt. Mit diesem Urteil wurde eine Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs aus dem Jahre 1993 bestätigt. Das behinderte Kind darf also im Verhältnis zu weiteren Kindern benachteiligt werden, solange ihm zumindest der Pflichtteil zukommt. Daran ändere auch die angeordnete Testamentsvollstreckung nichts. Solange die Anweisungen an den Testamentsvollstrecker dazu dienen, das Kind selbst abzusichern, stelle dies keine sittenwidrige Zielsetzung dar. Auch dann nicht, wenn eine solche Testamentsgestaltung zu Lasten des Sozialhilfeträgers gehe.

Kerstin Herr
Rechtsanwältin
Kanzlei Königstraße, Stuttgart

In eigener Sache

Neue Kollegen

Wir freuen uns sehr, dass Daniel D'Addeo und Marcel Kanzler ihren Weg zu uns gefunden haben.

Daniel D'Addeo

Daniel D'Addeo betreut seit Anfang Oktober unsere Filiale in der Hackstraße 39, und Marcel Kanzler kommt als Verstärkung ins Abschiedshaus. Beide bringen einiges an Erfahrung im Bestattungswesen mit.

Marcel Kanzler

Offene Bewerbergespräche

Wir werden auch dieses Jahr wieder offene Bewerbungsgespräche halten – auch wenn wir aktuell keine offenen Stellen mehr haben. Wir schätzen die Begegnungen mit Menschen, die gerne mit uns arbeiten möchten, und sind neugierig auf das, was sich daraus ergibt.

Wir organisieren das als offene Nachmittage, an denen wir uns als Unternehmen vorstellen und anschließend mit jedem Bewerber kurze Einzelgespräche führen. Wenn sich zu einem späteren Zeitpunkt dann eine Stelle im Unternehmen öffnet, kommen wir gerne auf die Bewerber zu, die wir bereits kennengelernt haben.

Der erste offene Termin ist am Donnerstag, 21. Februar 2019, um 14:30 Uhr.

Sie haben Interesse? Dann schicken Sie uns bitte vorab eine E-Mail an bewerbung@bestattungshaus-haller.de.
(Um Ihnen Geld und uns Zeit zu sparen, senden Sie uns bitte keine Papierbewerbungen.)
Mehr Informationen finden Sie auch auf unsere Webseite www.bestattungshaus-haller.de, dort ganz unten links unter dem Link „Bewerbung".

Wir freuen uns auf Sie!

Suchen und Finden

Gibt es vielleicht etwas, wonach Sie suchen? Oder einen Gegenstand, den Sie in gute Händegeben wollen?

Dafür haben wir ab sofort diese Rubrik. Eine Art Kleinanzeigen speziell für Menschen, die jemanden verloren haben.

Schicken Sie uns doch einfach eine E-Mail mit einem kurzen Text und Ihren Kontaktdaten an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de.

Wir melden uns!

Gesucht

Liebe Leserinnen und Leser der LebensZeiten,
mein Mann, der Künstler Roland Kranz, ist im Mai 2018 tödlich verunglückt. Jetzt suche ich einen geeigneten Raum, um seinen künstlerischen Nachlass sicher einzulagern. Dieser Raum sollte etwa 10 Quadratmeter haben (also beispielsweise 4m x 2,5m). Weil die Bilder zum Teil sehr großformatig sind, ist ein breiter Zugang wichtig, er muss mindestens 2,5 m in der Diagonale messen. Es wäre ideal, wenn der Raum ebenerdig wäre oder aber über einen großzügigen Flur oder ein geräumiges Treppenhaus erreichbar. Wir brauchen außerdem Zufahrtsmöglichkeit für ein Transportfahrzeug. Die bisherige Suche hat sich als Odyssee herausgestellt.
Umso mehr freue ich mich über jeden Hinweis und jede Unterstützung.
Mit herzlichem Dank
Heide Schröder-Kranz (schroeder-kranz@gmx.de)

Josephine und ihre Gefährten

Was bisher geschah: An einem nicht allzu weit entfernten Weihnachtsfest war Josephine, ein singender Engel aus den oberen Etagen des himmlischen Chors, auf die Erde gekommen. Aus lauter Neugierde auf die Vergänglichkeit – und prompt hat sie sich in den sehr vergänglichen Schneemann Herrn Hannibal verliebt. Als Herr Hannibal schmolz, erlebte Josephine ihren ersten Verlust und damit auch, was der schmerzliche Teil irdischer Vergänglichkeit ist.
Seither hat Josephine schon einige Abenteuer auf Erden erlebt: ein langes Gespräch mit einer Friedhofsmaus, welche die Geschichten der Menschen hütet, eine leicht irrationale Begegnung mit dem Weihnachtsmann, bei der alle beide wieder das Ja-Sagen zum Leben lernen, und eine Wanderung durch den undurchdringbaren Wald, in dem Josephine ihren Ängsten begegnet und ihre Stimme wiederentdeckt.

Für Josephine waren dies immer ganz besonders schwierige Tage. Es war wieder Winter. Wie damals, als Josephine, der Engel, zur Erde gefallen war, weil sie die Vergänglichkeit kennenlernen wollte. Und wie damals, als sie Herrn Hannibal kennengelernt hatte, den Schneemann. Es war Winter, als sie sich in ihn verliebte, und Winter, als Herr Hannibal schmolz.

Jetzt war sie hier am Rande des Waldes unterwegs. Es war ein nebliger Tag, an dem es eigentlich schon hätte schneien sollen. Raus in die Natur hatte es sie gezogen, weil sie dem ganzen Einkaufstrubel entkommen wollte, dem äußeren Druck und dem inneren Zwang. Sie wollte weg von allem.

Ohne Herrn Hannibal erschien ihr alles sinnlos, es schien ihr, als wäre der Boden unter ihren Füßen verschwunden. „Aber auch wenn du den Boden nicht mehr spürst, ist er trotzdem da", sagte ganz deutlich eine sanfte Stimme in ihr. „Stimmen hören – das muss wohl ein Teil des Erdenlebens sein", dachte Josephine. „Oder ich bin verrückt." Echt jetzt: Sie hörte Stimmen in ihrem Inneren! Stimmen!

Stimmen in ihrem Inneren, die sich über die Richtung stritten, in die sie gehen sollte, über das Ziel, über die Geschwindigkeit. Stimmen, die sie antrieben, weitertrieben, bremsten, verlockten, verführten, drängten, zogen, zerrten. Nur in einem waren diese Stimmen sich einig: Sie musste sich bewegen. Sie musste einen Fuß vor den anderen setzen. Sich in Bewegung setzen – „blöder Ausdruck, in Bewegung setzen", dachte sie, „entweder man bewegt sich – oder man setzt sich". Sie würde sich am liebsten setzen und nicht bewegen. Einfach stehen bleiben und warten, bis sich alles von alleine änderte oder bis sie starb.

Doch die Stimmen wurden lauter und lauter. Irgendwann war Josephine so verwirrt von dem Wirrwarr in ihrem Kopf, dass sie sich entschied, anzuhalten und genau zuzuhören. Sie wollte verstehen, wo genau die Stimmen herkamen, wer sie waren und was sie wollten.

Da war die eine Stimme, sie hörte sie deutlich, die eine, die sagte: „Die Vergangenheit, sie war so schön. Diese Vergangenheit, das war dein Leben. Herr Hannibal, so was findest du nie wieder, so eine tiefe Verbindung, so eine Innigkeit, so ein Zusammenkommen von Himmel und Erde, von Ewigkeit und Vergänglichkeit. Komm, komm tief in dich hinein“, rief diese Stimme. „Komm, ich zeige dir Schätze, die im Verborgenen liegen. Zauberhafte Landschaften in deiner eigenen Seele. Die Macht deiner Erinnerungen. Komm, ich führe dich. Vertrau mir.“ Diese Stimme, sie war so süß, so lieblich, so wahrhaftig und unerbittlich. Sie war, als gehöre sie zu einer guten Fee.

Und da war eine andere Stimme. Herb. Tief. Klar. Aber auch hoffnungsvoll und klangvoll. Mutig war sie, diese Stimme. Immer wieder bekräftigte sie Josephine darin, sich dem Leben zuzuwenden, Pläne zu schmieden, an die Zukunft zu denken. Sich auf Neues einzulassen. Zu hoffen, gar zu träumen. Von neuen Aufgaben, neuen Freundschaften, einem neuen Leben. „Pack das Leben wieder an!“, sprach diese Stimme ihr zu. „Du bist so stark, Josephine. Du kannst das. Du willst das. Du willst leben. Mit jeder Faser in dir willst du leben.“ Es war wie ein weiser Zauberer, der da zu ihr sprach.

Und dann war da noch eine dritte Stimme. Sie hatte etwas Unruhiges, Gehetztes, Ungeduldiges. Sie zerrte mehr, als dass sie zog, sie schubste mehr, als dass sie schob. Sie gönnte ihr nichts, keine Pause, keine Zeit. Keine Tränen, keine Freuden. Sie kratzte und tönte, zischte und schepperte, und sie war nicht still zu kriegen. „Das wird nix mehr“, sagte sie. „Das packst du nie.“ Oder sie säuselte: „Warum immer du? Das Leben ist ungerecht. Fies. Du, du bist immer das Opfer.“ Oder: „Ist eh deine eigene Schuld, dass alles so weit gekommen ist!“

Ständig lagen die drei Stimmen im Streit miteinander. Josephine war verwirrt. Sie konnte gar nicht ausmachen, welche der Stimmen sie nun dazu brachte, sich weiter zu bewegen. Vielleicht bewegte sie sich auch nur, um alle drei endlich still zu kriegen.

So ging sie im Nebel am Waldrand entlang, bis sie zu einer Hügelkette kam. Und da gab es zwei Wege. Der eine war perfekt geteert. Man hätte ihn auch mit dem Auto befahren können. Es gab Hinweis-Schilder, Richtungsschilder und Informationstafeln über das Waldleben. Natürlich auch Verbotsschilder. Nicht rauchen, keinen Müll dalassen, keine laute Musik spielen.

Auf der anderen Seite gab es etwas, was wenig mehr war als die Ahnung eines Weges. Sie schaute näher hin und stellte fest, dass dieser Weg ein Pfad war. Nicht wirklich gut sichtbar aber doch deutlich zu erkennen, dass hier gelegentlich jemand ging. Nicht die großen, plappernden Wandergruppen des Albvereins, nicht die Familienausflüge mit Kind und Kinderwagen. Nein, hier gingen die einzelnen Seelen. Die, die ihre Zeit brauchten, Zeit im Dunkeln, Zeit, um sich an einem steilen Hügel abzuarbeiten. Zeit abseits, fern von der Welt.

Und so ging Josephine einen steilen Berg hinauf, auf einem schmalen Pfad. Und noch immer traute sie dem Boden unter ihren Füßen nicht.

Nach einer Weile gewöhnten sich Josephines Augen an den Wald im Nebel. Hier im Dickicht konnte sie anders sehen als sonst, anders hören als sonst. Sie hörte das Rascheln in den Bäumen, das Zwitschern der Vögel, und, ja, sie hörte auch das wehmütige Singen der Bäume.

So fern und so nah waren diese Töne, dass Josephine gar nicht wusste, ob sie von außen oder von innen kamen, ob sie von einem Ort kamen, der tief in ihrer Seele lag, oder von den hohen Tannen, die sie umgaben.

„Warum singen die Bäume?“, fragte sie sich.

„Wahrscheinlich, weil du verrückt bist“, antwortete die Nörgelstimme ungefragt. „Stimmen hörst du ja auch.“

„Nun ist es passiert“, dachte Josephine. „Ich bin tatsächlich verrückt. Ich höre Bäume singen.“

„Nun, vielleicht kannst du sie auch sprechen hören, wenn du sie etwas fragst“, sagte die gute Fee in ihr. „Frag! Hör hin. Trau Dich.“ So stellte Josephine sich vor einen alten, knorrigen Baum und fragte leicht irritiert: „Warum, warum singt ihr?“

Der Baum schwang mit dem Wind und säuselte: „Josephine, gutes Kind, ich dachte schon, du würdest niemals fragen. Wir singen, um die Vergänglichkeit zu besiegen. In dem Ton, im Klang der Musik sind wir mit einer Ewigkeit verbunden, die tiefer liegt als die Zeit. Wir, die Bäume des Waldes, wir kennen die Vergänglichkeit. Sie ist überall um uns herum, in uns. Wir leben von ihr, und wir nähren sie. Wir sind seit Ewigkeiten Teil der Vergänglichkeit. Aber in dem Moment, in dem unsere Stimmen vergehen, sind die Töne schon unverlierbar in der Ewigkeit angekommen.“

Ewigkeit, Vergänglichkeit. Das waren Begriffe, mit denen Josephine was anfangen konnte, schließlich war sie als Engel von der Ewigkeit des Himmels zur Erde gekommen, um die Vergänglichkeit zu erleben. Etwas mutiger stapfte sie weiter den Berg hinauf.

Langsam löste sich der tiefe, dichte Nebel auf, der Josephine umgeben hatte, Sonnenlicht brach durch. Nein, das Licht brach nicht durch den Nebel, vielmehr wurde der Nebel zum Leuchten gebracht. Die Sonne strahlte kraftvoll durch die Bäume hindurch, und die feinen Nebeltröpfchen tanzten einen sachten, behutsamen Tanz. Josephine wusste sich umgeben von all ihren Lieben. Von all dem Guten, das jemals gewesen war, und natürlich von Herrn Hannibal, dem Schneemann, der um sie kreiste und sie in den Tanz der Erinnerungen einlud. Josephine verharrte in den leuchtenden Nebelschwaden und wusste sich geborgen.

Sangen die Bäume wieder? Sie war sich sicher, sie hörte es, und jetzt war es ihr fast, als könnte sie leise einstimmen in den säuselnden Gesang der Bäume, die in die Ewigkeit hineinriefen. In ihr waren alle Erinnerungen zu selben Zeit wach und blühten und sprossen, als wäre es ein Maienmorgen. Ihre Fee stand lächelnd neben ihr und summte mit.

Und dann wusste sie es: Ja, auch ihre Vergangenheit ist geborgen in der Ewigkeit. All ihre guten Erinnerungen sind unverlierbar auf der anderen Seite des Lebens aufgehoben.

Und so ging Josephine langsam weiter. Gestärkt, fast ein wenig berauscht. Sie wusste, in sich hatte sie ein Geheimnis. Etwas Kostbares, das ihr anvertraut und geschenkt war. Etwas, das sie nur für sich alleine im Verborgenen entdecken konnte.

Immer höher kletterte sie, immer tiefer ging sie in den Wald hinein. Manchmal führte der Weg wieder ein Stück hinunter, in den Nebel, wo sie sich ihren Erinnerungen hingab. Wo die gute Fee kam und bei ihr saß, sie in den Armen hielt und summte. Stundenlang.

Auch wenn die Nörgelstimme sagte: „Nicht schon wieder heulen, du wehleidiges Ding."

„Lass ihr ihre Zeit", sagte die gute Fee dann. „Es stärkt ihre Seele."

„Quatsch. Arbeiten soll sie. Das Haus aufräumen. Die Wäsche waschen. Nicht hier ahnungslos im Wald herumwandern."

Doch die gute Fee legte der ewigen Nörglerin eine Hand auf die Schulter, und die verstummte.

Nach einer Weile kam der Zauberer. „Es ist Zeit weiterzugehen, Josephine", flüsterte er. „Komm, komm, ich zeig dir mehr vom Leben."

„Lass sie", rief die Nörglerin dazwischen. „Sie hat es nicht verdient. Sie packt das eh nicht. Ist nur ein Engel ohne Substanz." Der Zauberer sah die Nörglerin scharf an. Lange. Hart. Bis diese seinem Blick nicht mehr standhalten konnte und wegschaute.

Josephine stand vorsichtig auf. Sie hob ihre Augen nach oben, nach vorne. Ging langsam den Berg hinauf. Immer wieder, schon im Gehen, erahnte sie die Aussicht, die sie von dort oben haben würde. Aber nichts hatte sie vorbereitet auf diese Weite, die plötzlich vor ihr lag. Unberührt. Wild. Frei. Groß. Mit sanft ziehenden Nebelschwaden. Voller Möglichkeiten, voller Offenbarungen, voller Geheimnisse. Einen Moment lang ahnte sie, dass noch andere hier oben auf dem Berg waren mit ihr. Andere, die einen ähnlichen Weg gekommen waren, eine ähnliche Route genommen hatten. Etwas abseits. Allein. Andere, die ähnliche Geheimnisse in sich trugen. Menschen, die miteinander sprachen und lachten.

Neben ihr stand der Zauberer, deutete auf das weite Land und flüsterte: „Deins, Josephine. Das ist deins. Die Zukunft." Josephine wich zurück. Das weite

Land erschreckte sie. Es war so leer. Und da war so wenig von ihr, um es zu füllen. Und dann die Menschen neben ihr. Fremde! Allesamt.

„Renn, Josephine, renn", zischte die Nörglerin. „Das packst du niemals!" Innerlich gab ihr Josephine Recht. Die Zukunft? Die war viel zu groß, viel zu weit für sie allein.

Josephine blickte auf das weite Land, sie blickte auf die anderen neben sich. Sie atmete ein. Tief. Fast bis in ihre Füße. Und dann ahnte sie, dass sie es schaffen könnte.

Wieder kam die alte Nörgel-Stimme. „Renn, Josephine, renn, das schaffst du nie. Das da, das sind alles Fremde. Das Land da draußen. Fremd."

Josephine atmete. Und dann stand sie aufrecht. „Ja, du hast recht", sagte Josephine zur ihrer inneren Nörglerin und blickte ihr fest in die Augen.

„Ich schaffe es nicht, immer in der Vergangenheit zu verharren, ich schaffe es nicht, nur auf die Weite der Zukunft zu blicken. Ich schaffe es nicht, alles zu verdrängen, und ich schaffe es nicht, am Boden liegen zu bleiben.

Aber ich schaffe es, beides in den Händen, beides im Herzen zu halten. Die Vergangenheit und die Zukunft. Die Vergänglichkeit und die Ewigkeit. Ich schaffe es, beides in mir zusammenzuhalten. Ich schaffe es, zu leben!

Und Fremde, meine liebe Nörglerin, das solltest du nicht vergessen, Fremde sind Freunde Gottes."

Dann wandte sich Josephine diesen Fremden zu, und gemeinsam gingen sie über Wiesen und durch Wälder, gingen durch Auen und Felder. Sie überquerten Bäche und Berge. Mal lachend. Mal ihr Leid teilend. Mal ging Josephine alleine auf ihren eigenen Wegen, mal mit den anderen. Mal hörte sie in sich das Singen der guten Fee. Mal hörte sie in sich das unermüdliche Flüstern des Zauberers. Und sie spürte den Boden unter ihren Füßen.

Sie erlebte den Wandel der Jahreszeiten. Erlebte das Werden im Frühling und im Sommer und das Vergehen im Herbst und im Winter. Und sie wusste, tief in ihr war die Vergangenheit geborgen, und tief in ihr trug sie die Samen der Zukunft.

LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.

Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de.
Wir schicken Ihnen die nächsten Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname: Nachname:

(LZ21)

Straße: PLZ & Ort:

(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)

Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart, Internet: www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten
E-Mail: lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de · Lektorat: www.renkenberger.net
Druck: Offizin Scheuffele · Auflage 3.200 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.